

1.6 Zur methodischen Umsetzung: Intersektionalität empirisch erforschen

Neben den bisher beschriebenen theoretischen und/oder politischen Debatten und Zugängen zum Themenbereich Intersektionalität existieren mittlerweile zahlreiche empirische Studien, die eine Umsetzung des Intersektionalitätsgedankens in die Forschungspraxis vornehmen. Im folgenden Abschnitt werden einerseits empirische Studien vorgestellt, die mit qualitativen Forschungsmethoden arbeiten. Andererseits werden Arbeiten dargestellt, die durch ein quantitatives Untersuchungsdesign gekennzeichnet sind. Wie sich zeigen wird, basieren die angeführten Studien auch innerhalb der grundsätzlichen Differenzierung in qualitativ und quantitativ keineswegs auf einheitlichen methodischen Verfahren. Es wird vielmehr deutlich werden, dass die empirischen Untersuchungen von Forschungsthemen/-gegenständen unter dem Fokus von Intersektionalität gegenwärtig durch vielfältige methodische Zugänge und Auswertungsmethoden gekennzeichnet sind.¹³ Der intersektionale Gedanke scheint an viele empirische Methoden anschlussfähig zu sein. Darüber hinaus wird sich allerdings auch zeigen, dass der intersektionale Fokus häufig zwar als Bezugs- oder Analyserahmen genannt wird, ein daraus begründetes methodisches Vorgehen jedoch nur selten explizit formuliert wird. Dieses Desiderat wird in Kapitel 1.7 noch einmal separat behandelt.

1.6.1 Qualitative Studien mit intersektionalem Fokus

»Über ›Geschlecht‹ kann man nicht direkt erzählen, denn Erzählungen beziehen sich auf konkrete, partikulare Situationen und biographische Erlebnisse.« (Dausien 2001: 69) Diese von Dausien formulierte Herausforderung für die Genderforschung lässt sich in gleicher Weise für intersektionale Analysen konstatieren: Über Intersektionalität, die Verschränkung (machtvoller) Differenzkonstruktionen, lässt sich nicht direkt erzählen. Sie wird in konkreten Situationen und Erlebnissen erfahren und ist in diese eingelassen. Sie lässt sich nicht direkt erfragen. Was bedeutet das für eine empirische, mit qualitativen Methoden arbeitende Intersektionalitätsforschung?

Generell ermöglichen qualitative Forschungszugänge die Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen anhand konkreter Einzelfälle wie auch die Analyse dieser Wirkzusammenhänge über eine längere Lebensspanne. Sie zielen darauf, subjektive Sichtweisen, die interaktive Herstellung sozialer Wirklichkeiten und die

13 In diesem Kapitel werden ausschließlich Studien vorgestellt, die *nicht* mit der intersektionalen Mehrebenenanalyse von Degele und Winker arbeiten. Arbeiten, deren methodologischer Zugang die Mehrebenenanalyse ist, werden im Anschluss an den Ansatz von Degele und Winker im nächsten Kapitel dargestellt.

Identifikation kultureller Rahmungen sozialer Wirklichkeiten zu erfassen, um so zu einem besseren Verständnis dieser beizutragen und Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale gesellschaftlicher Realität herauszuarbeiten (vgl. Flick 1996: 28ff.; Flick et al. 2007: 14). Mittels nichtstandardisierter Daten, welche die jeweiligen Relevanzen und Besonderheiten der untersuchten Individuen erfassen können, wird soziale Wirklichkeit aus der Lebenswelt und der subjektiven Verarbeitung heraus beschrieben und aus der Perspektive der Individuen rekonstruiert. Dabei geht die Analyse über das explizit geäußerte Wissen der Befragten hinaus und bezieht auch solche Wissensbestände ein, die implizit geäußert werden, sowie Bedeutungen, die in Interaktionen erzeugt werden (vgl. Schütze 1983: 286; Rosenthal 2011: 15). Qualitative Verfahren versuchen dadurch die Welt zunächst aus der Perspektive der Alltagswelt der Befragten oder Beobachteten zu erfassen, um die Komplexität der alltäglichen Praktiken des sozialen Handelns in ihren jeweiligen Kontexten zu untersuchen und auf dieser Basis Vergesellschaftungsprozesse beschreiben zu können. In Bezug auf Intersektionalität lässt sich konstatieren, dass die Beforschung von (machtvollen) Differenzkategorien und deren Wirkung mit qualitativen Methoden auf der einen Seite die Möglichkeit bietet, individuelle Muster herauszuarbeiten, auf der anderen Seite aber auch Forschende wie Beforschte dahingehend herausfordert, dass direkte Fragen oder Erzählaufforderungen zum Thema Intersektionalität kaum möglich sind. Eine Beantwortung dessen würde eine Selbstanalyse der eigenen Situierung und Positionierung im Hinblick auf die Relevanz der sich durchdringenden, überkreuzenden, überlagernden machtvollen Kategorien erfordern.¹⁴

Nach Auffassung von Krüger-Potratz und Lutz sind qualitative Forschungszugänge trotzdem der geeignete Zugang, um sich mit Fragestellungen der Intersektionalität zu befassen, da qualitative Verfahren Kategorien aus dem Material heraus entwickeln (können), sodass Verschränkungen von Differenzen erfasst werden können. Quantitative Verfahren hingegen sind auf Daten angewiesen, die nach bereits zuvor festgelegten Kategorien erhoben werden (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002: 90).

Lutz und Leiprecht arbeiten mit Forschungsdaten, die mittels biographischer Interviews erhoben werden. An Holzkamp anschließend, gilt es für sie, die subjek-

14 Zwar mag dies im Einzelfall möglich sein, es muss jedoch grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass Beforschte sich nicht (in dem Maße) mit dem Thema Intersektionalität befasst haben, wie dies für Forschende gilt. Eine Selbstanalyse stellt zudem stets eine große Herausforderung dar, da sie ein hohes Maß an Reflexion in Bezug auf sich selbst, das eigene Handeln, die eigene institutionelle Eingebundenheit und die umgebenden Strukturen und Diskurse voraussetzt. Einen solchen »soziologischen Selbstversuch« hat Bourdieu vorgenommen, der mithilfe seiner aus der Empirie heraus entwickelten Theorien seinen eigenen Werdegang analysiert hat (vgl. Bourdieu 2002). Auch Eribons Analyse seiner Kindheit und Jugend kann als eine solche Reflexion betrachtet werden (vgl. Eribon 2018).

tiven Möglichkeitsräume der Einzelnen in den Blick zu nehmen und einerseits »die jeweilige Biographie und das spezifische Verhältnis zum gesellschaftlichen und soziokulturellen Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte«, andererseits »aktuelle handlungsbezogene Konstellationen von gesellschaftlichen Möglichkeiten und Behinderungen, vor die sich die Einzelne oder der Einzelne gestellt sieht«, aufzugreifen (Leiprecht/Lutz 2005: 225). So wird es ihrer Auffassung nach möglich, subjektive Sinnkonstruktionen und soziale Kontexte gleichermaßen zu betrachten, denn »das individuelle Subjekt [kann, M.B.] weder als vollständig determiniert noch als völlig losgelöst von den sozialen Bedingungen betrachtet werden« (Leiprecht/Lutz 2009: 190). Dabei ist zu berücksichtigen, dass die allgemeine gesellschaftliche Lage der Einzelnen noch nichts über ihr spezifisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Positionierungen und daraus resultierenden Möglichkeiten und Behinderungen impliziert. Möglichkeitsräume sind stets durch individuelle Handlungsspielräume charakterisiert (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 225). Es gilt zudem, das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und die spezifischen Machtverhältnisse zu berücksichtigen (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002: 91).

Gemeinsam mit Leiprecht hat Lutz eine Filmsequenz aus dem Film *Dangerous Minds* analysiert, welcher ihres Erachtens die soziale Heterogenität der Schülerschaft spiegelt. Ihr analytisches Vorgehen orientiert sich an der Erkenntnis, dass Schule als Normalisierungsinstanz auftritt, die einerseits individualisierend agiert, indem Leistungen bewertet werden, andererseits zugleich aber Leistungsmängel häufig kulturellen oder psychosozialen Eigenschaften zugeschrieben werden (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 218). Zudem orientieren sie sich an den 15 von ihnen für relevant befundenen bipolaren Differenzlinien (vgl. ebd.: 220; vgl. auch Kap. 1.3). Anhand des Films, der in einem US-amerikanischen sozial benachteiligten Quartier spielt, arbeiten sie die intersektionale Verschränkung der von ihnen als bipolare Kategorisierungen gedachten Differenzen Klasse, Geschlecht und Ethnizität heraus, indem sie aufzeigen, durch welche Differenzkategorien in welcher Verknüpfung die Lehrerin und die Jugendlichen positioniert sind bzw. sich selbst positionieren.¹⁵ Weshalb sie aus den 15 Differenzlinien gerade diese drei auswählen, wird dabei nicht deutlich. Zwar mag es der Filmsequenz geschuldet sein, dass ihnen keine Informationen über bspw. Sexualität oder Religion vorliegen, die Auswahl wird jedoch nicht näher begründet, sodass die konkrete Analyse insbesondere vor dem Hintergrund der zuvor von ihnen als grundsätzlich relevant benannten Differenzlinien unterkomplex bleibt. Offen bleibt ebenfalls ihr

15 Für sie wird anhand der Analyse deutlich, dass der »Umgang mit sozialer Heterogenität [...] hier gleichzeitig in Form eines dichotomisierenden und hierarchisierenden Musters dargestellt [wird, M.B.]« (Leiprecht/Lutz 2005: 232). Als Konsequenz daraus formulieren sie die Notwendigkeit, »Verschiedenheit als individuelles und als strukturelles Merkmal wahrzunehmen und darauf bezogen adäquate Handlungsformen zu entwickeln« (ebd.).

genaues analytisches Vorgehen, eine Auswertungsmethode wird nicht angegeben. Auch das präzise Vorgehen im Hinblick auf die Auswertung intersektionaler Machtverhältnisse bleibt offen.

Diese Kritik gilt in ähnlicher Weise für Ruokonen-Engler. Sie befasst sich unter Rückgriff auf poststrukturalistische, postkoloniale, (de-)konstruktivistische und intersektionale Perspektiven damit, »wie die gesellschaftliche Vielfalt, Subjektkonstitution und Vergesellschaftung in einer differenzierten Art und Weise theoretisch zusammenzudenken und methodisch zu untersuchen sind« (Ruokonen-Engler 2006: 199). Anhand eines biographischen Interviews kann sie zeigen, dass Vergesellschaftungs- und Subjektivierungsprozesse entlang von Differenzierungen erfolgen. Durch den biographischen Zugang wird es ihr möglich, die Verstrickung von Differenzkonstruktionen und Subjektivierungsprozessen und deren Einfluss auf biografische Selbstkonstruktionen herauszuarbeiten.¹⁶ Auch bei Ruokonen-Engler wird letztlich nicht deutlich, wie sie Geschlecht, Ethnizität und Rasse in ihrem Zusammenwirken, in ihrer Verbindung untersucht, wie sie schreibt (vgl. ebd.: 204).¹⁷

Ebenso finden sich in den Studien von King (2008) und Weber (2003; Weber 2009) keine präzisen Angaben zum Vorgehen bei der Analyse von Intersektionalität. King analysiert biographische Interviews von Bildungsaufsteiger*innen im Hinblick auf die Transzendenz von Herkunftsbedingungen während des Durchlaufens des Bildungssystems, um herauszufinden, »wie Prozesse der Selbstpositionierung im sozialen Gefüge sowie Benachteiligung und Ausgrenzungserfahrungen ineinandergreifen« (King 2008: 87).¹⁸ Weber arbeitet mit Schüler*innen mit episodischen Interviews, mit Leitfadenterviews mit deren Lehrkräften und Koordinator*innen sowie mit eigenen Beobachtungen (vgl. Weber 2003: 17ff.). Anhand dieser geht sie der Frage nach, »welche sozialen Kategorisierungen in welcher Weise subtile Prozesse der Bildungsbenachteiligung [im Unterrichtsalltag gymnasialer Oberstufen, M.B.] hervorbringen« (Weber 2009: 76). Hierfür untersucht sie die

16 Der biographische Zugang ermöglicht ihr einerseits Subjektivierungsprozesse empirisch im Spannungsfeld von Struktur und Handeln zu untersuchen und andererseits aufzuzeigen, inwiefern Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster »in sozial-kulturell-historisch spezifischen Kontexten beteiligt sind und welche materielle und subjektive Wirkungsmächtigkeit sie haben« (Ruokonen-Engler 2006: 215).

17 Sie verweist darauf, dass der von ihr analysierte Fall aus ihrem Dissertationsprojekt stammt. Inwiefern sie dort ihr methodisches Vorgehen präzisiert muss hier offenbleiben. So oder so gilt es, das methodische Vorgehen zu erläutern.

18 King arbeitet vier Typen heraus, die sehr unterschiedlich mit der durch den Bildungsaufstieg erfahrenen Differenz umgehen. Sie findet sowohl defensives als auch negierendes als auch kontrollierendes und aneignendes Verhalten. Ihr Fokus liegt dabei insbesondere auf den Kategorien Herkunft, Geschlecht und Migrationsstatus: »Die intersektionale Analyse ermöglicht es, die Dynamik der Bewegung im sozialen Raum, die vermittelten Ungleichheitsverhältnisse und die strukturellen Faktoren der Verhinderung zu erfassen.« (King 2008: 101)

Wirkung der Ungleichheitsdimensionen auf der Mikro-, Meso- und Makroebene und kann dadurch die wechselseitige Abhängigkeit der Kategorien Geschlecht und Ethnizität zeigen. Im Zentrum stehen dabei die Alltagstheorien der Lehrkräfte über die ›türkischen‹ Schülerinnen. Die Auswertung erfolgt diskursanalytisch, um die Verflechtung der Diskurse über Ethnizität und Geschlecht, den Zusammenhang zur sozialen Position und die Machtbeziehungen zu analysieren, die mit den zitierten Diskursen reproduziert werden. Weber kann so zeigen, dass die von den Lehrkräften benutzten Diskurse weder subjektiv noch professionstypisch sind, sie zitieren vielmehr gesamtgesellschaftliche Diskurse (vgl. Weber 2003: 265).¹⁹

Die von Bronner durchgeführte Studie zu den Möglichkeiten biografischer Gestaltung und Aushandlung von Gender in Fastnachtvereinen basiert auf themenzentrierten Interviews und ethnographischen Beobachtungen. Sie interessiert sich dafür, »ob in spezifischen biografischen Phasen bestimmte soziale Kategorien in den Vorder- bzw. Hintergrund treten, ob Aushandlungen bestimmter sozialer Kategorien folglich mit spezifischen biografischen Abschnitten in Verbindung gebracht werden können« (Bronner 2010: 257).²⁰ Im Hinblick auf die empirische Um-

19 Weber arbeitet heraus, dass die Schwierigkeiten der Lehrkraft mit ›türkischen‹ männlichen Jugendlichen als Widerstand dieser gegen ihre Marginalisierung innerhalb der Dominanzgesellschaft gelesen werden können. Sie zeigt, dass es sich bei von den Lehrkräften kulturalisierten Konflikten um das Aufeinandertreffen unterschiedlicher milieuhängiger normativer Leitvorstellungen handelt (vgl. Weber 2009: 87f.). In Bezug auf ›türkische‹ Mädchen zeigt sich, dass diese von den Lehrkräften als in patriarchalisch organisierten Familien lebend imaginiert und in typische und untypische ›türkische‹ Mädchen unterteilt werden (vgl. Weber 2003: 267). Die oft bestehende unterprivilegierte Herkunft der Schülerinnen wird von den Lehrkräften nicht reflektiert. Ihr Blick ist durch defizitorientierte Zuschreibungen wie Kulturdifferenzen oder die Vorstellung eines Modernitätsabstands als Erklärungsmuster geprägt. Die Verantwortung für deren bildungsbenachteiligte gesellschaftliche Position wird den Schülerinnen dabei selbst zugeschrieben (vgl. ebd.: 270). Zur Dekonstruktion der genannten Zuschreibungen schlägt Weber vor – reflektierend, dass die gesamtgesellschaftlichen Machtgefüge in Schulen nur bedingt außer Kraft gesetzt werden können –, die individuellen Ressourcen der Schülerinnen stärker zu entwickeln, sie mittels Empowerment zu stärken und die Lehrkräfte durch Supervisionen, die den Fokus auf ethnizierende Kreisläufe richten, zu unterstützen (vgl. ebd.: 272ff.).

20 »Die Untersuchung konnte zeigen, dass individuell verschiedene Bezüge auf soziale Kategorisierungen und kulturelle Zuschreibungen hergestellt werden, die sich trotz feststellbarer gemeinsamer Tendenzen nicht typisieren lassen.« (Bronner 2010: 258) Bronner zieht daraus den Schluss, dass die situations- und kontextabhängige Wirksamkeit sozialer Ungleichheitskategorien durch das Zusammenwirken von subjektiver Positionierung, Interessen und Lebenssituation erklärt werden kann (vgl. ebd.: 258). Für Bronner bleibt offen, »ob und in welcher Weise die Subjekte jenseits gesellschaftlicher Zuschreibungen agieren« (Bronner 2010: 266). Vor dem Hintergrund der Herausforderung, soziale Differenzlinien als verschränkt zu denken und diese in ihrer Verschränkung zu erforschen, plädiert sie für eine Fokussierung auf spezifische Kategorien, zugleich aber eine Offenheit für bisher nicht als wichtig erachtete Differenzlinien zu bewahren (vgl. ebd.: 267).

setzung kritisiert Bronner die fehlende »Diskussion darüber, wie sich die theoretischen Konzepte über das komplexe Zusammenwirken verschiedener sozialer Differenzlinien und damit verbundener Ungleichheits- und Dominanzverhältnisse im konkreten Forschungsprozess anwenden lassen«, aber auch »wie die Verwobenheiten im empirischen Material entdeckbar werden, wie die Vielschichtigkeit der Wechselverhältnisse erfassbar wird« (ebd.: 254f.). Bronner schließt daraus, dass es bei Intersektionalität »mehr um ein offenes und sensibles Befragen des Materials geht als darum, nach einer klar umrissenen Forschungsmethode vorgehen zu können« (Bronner 2010: 256).

Beckmann (2011) beschäftigt sich mit migrantischer Sorgearbeit in Frankreich. Dabei interessiert sie sich für den Stellenwert von Care Work in der wohlfahrtsstaatlichen Organisation Frankreichs. Sie zeigt, ähnlich wie auch Hess (2005), Rerich (2006) und Lutz (2007) dies tun, dass Sorgearbeit »spezifisch mit den Ungleichheitskategorien Geschlecht, Klasse und *race*/Migration verbunden ist« (Beckmann 2011: 25, Herv. i.O.; vgl. auch Beckmann/Ehnis 2011). Auch Beckmann macht keine Angaben zu ihrem methodischen Vorgehen.

Kerchner untersucht die Debatte über Intersektionalität diskursanalytisch. Differenzierend zwischen der normativ-kritischen Diskursethik, die vor allem auf Habermas zurückgeht, der analytisch-neutralen Diskurspragmatik nach Austin, Searle und Sacks und der Genealogie der Gegenwart Foucaults, verortet sie verschiedene intersektionale Ansätze innerhalb dieser. Dadurch wird deutlich, welchen theoretischen und normativen Prämissen die Ansätze folgen. Sie kommt mit Foucault zu dem Schluss, dass eine kritische Reflexion der Reduktionen, Selektionen und Simplifizierungen, die mit der Unterteilung in Gruppen einhergehen, notwendig ist, denn, »[g]enau mit solchen Wahrnehmungs- und Darstellungstechniken, die uns im Alltag so selbstverständlich geworden sind, verlieren wir immer wieder aufs Neue die Qualität der Vielfalt aus dem Auge« (Kerchner 2011: 158).

Intersektionalität bietet damit Anschlussmöglichkeiten an vielfältige Methoden der qualitativen Sozialforschung. Wie Eingangskapitel skizziert, spiegelt sich in den empirischen Studien die Vielfalt der zugrunde liegenden Verständnisse von Intersektionalität, die das Herangehen wie auch die Auswertung bestimmen. Dies erschwert es, die Ergebnisse miteinander zu vergleichen. Für quantitative Forschungszugänge gilt diese Herausforderung nicht in dem Maße wie für qualitative Verfahren. Diesen sind jedoch andere Schwierigkeiten inhärent, wie nachfolgend deutlich werden wird.

1.6.2 Intersektionalität in quantitativen Forschungszugängen

Quantitative Verfahren unterscheiden sich von qualitativen Verfahren in ihrem methodischen Herangehen wie auch ihren Zielen und ihrer Forschungslogik.

Auf der Suche nach Mustern, zeichnen sie sich durch ihr Interesse an Ursache-Wirkungszusammenhängen aus (vgl. Burzan 2015: 21). Zeigt sich dabei eine hohe Korrelation, so wird davon ausgegangen, dass diese nicht zufällig entstanden ist, sondern dass für bestimmte empirische Merkmale ein Zusammenhang konstatiert und numerisch dargestellt werden kann. Auf der Basis möglichst vieler Untersuchungsfälle sollen dann repräsentative Aussagen über den Untersuchungsgegenstand getroffen werden. Dabei werden – anders als in der Mehrzahl der qualitativen Forschungen – bereits vor der Erhebung Aspekte bestimmt, von denen angenommen wird, dass sie relevant sind. Es wird folglich stärker mit Hypothesen gearbeitet als dies bei qualitativen Zugängen der Fall ist. »Der Schwerpunkt liegt darin, theoretische Annahmen und Erklärungen an konkreten Forschungsgegenständen zu überprüfen, weniger darin, Theorien erst durch die empirische Arbeit im Forschungsfeld zu entwickeln.« (Ebd.: 22) Erhebungen erfolgen entsprechend mit standardisierten Instrumenten, um die unmittelbare Vergleichbarkeit zu gewährleisten und zu einer möglichst großen Objektivität²¹ zu gelangen. Dabei setzen quantitative Erhebungsmethoden mehr theoretisches und quantitatives Wissen über den Erhebungsgegenstand voraus, als qualitative und explorative Zugänge dies tun (vgl. Hardmeier 2011: 112). Für die Auswertungen werden zumeist statistische Verfahren genutzt. Die daraus resultierenden Ergebnisse werden dann systematisch auf die zuvor gebildeten Hypothesen rückbezogen. Damit lässt sich für quantitative Verfahren eine deduktive Logik konstatieren, die dem Falsifikationsprinzip folgt. Es wird vom Allgemeinen auf den Einzelfall geschlossen und nicht – wie in qualitativen Verfahren – von den Einzelfällen her auf das Allgemeine.

Intersektionale Analysen, die mit quantitativen Methoden operieren, sind bislang kaum erfolgt. Dies lässt sich sicherlich auf die Schwierigkeiten der Umsetzung zurückführen. »Die perfekte quantitative Intersektionalitätsanalyse gibt es noch nicht.« (Hardmeier 2011: 122) Neben den in den vorherigen Abschnitten skizzierten Debatten um die theoretische Konzeption von Intersektionalität wie auch die relevanten Kategorien und Ebenen, stehen quantitative Zugänge in einem gewissen Widerspruch zum Gedanken der Intersektionalität. Es geht um komplexe,

21 Wer sich mit der Frage der Objektivität von Forschung befasst, stößt auf Debatten um die Situiertheit von Wissen, die auch für quantitative Verfahren gilt. Vermeintlich neutrale Befragungen sind stets durch die den Fragen und Antworten inhärenten Grundannahmen und Normalisierungen geprägt, die auf Befragte wie Ergebnisse Einfluss nehmen. Daher gilt für quantitative wie qualitative Verfahren dasselbe: Es gibt keine objektiven Forschungsergebnisse. Butler schreibt zu dieser Frage: »Grundlagen funktionieren in jeder Theorie als das Unhinterfragte, das Unhinterfragbare. Und doch stellt sich die Frage, ob diese ›Grundlagen‹, d.h. diejenigen Prämissen, die als autorisierende Gründe fungieren, sich nicht durch Ausschließungen konstituieren, die, sobald sie in Rechnung gestellt werden, die grundlegende Prämisse als eine kontingente, anfechtbare Annahme entlarven.« (Butler 1993: 37)

dynamische Wechselwirkungen bzw. Machtverhältnisse, die sich nicht mit klassischen Dualismen oder Polarisierungen beschreiben lassen, es wird im Gegenteil eingefordert, Kategorien stärker als kontingent zu denken (vgl. Lorey 2008: 139).

Für die quantitative Intersektionalitätsforschung führt Hardmeier jedoch an, dass diese Intersektionalität eher als Analysetool, denn als theoretische Grundlage verwendet (vgl. Hardmeier 2011: 116). Entsprechend wird Intersektionalität dann auf der Basis mehrdimensionaler Kreuztabellen durch eine Multiplikation der Dimensionen untersucht (vgl. ebd.: 117f.). Intersektionalität stellt damit für quantitative Zugänge mindestens eine enorme Herausforderung dar und es besteht die Gefahr, in die mathematischen Muster früher intersektionaler Ansätze zu verfallen.

Ein empirischer Versuch, eine intersektionale Perspektive mittels eines quantitativen Verfahrens umzusetzen, findet sich bei Scambor und Zimmer. Einer handlungstheoretischen Perspektive folgend, versuchen Scambor und Zimmer mit ihrer interdisziplinär durchgeführten Makro-Studie »die Entstehung der Stadt aus den alltäglichen Handlungen ihrer Bewohner und Bewohnerinnen zu erfassen« (Scambor/Zimmer 2012a: 25). In der stadtsoziologischen Sozialforschung und der Medienkunst verortet, interessieren sie sich dafür, inwiefern soziale Stellungen zu spezifischen (An-)Ordnungen und Aneignungen des städtischen Raums führen und unterschiedliche Vergesellschaftungsbedingungen abbilden. Indem sie Wegeketten und alltäglich aufgesuchte Orte von Bewohner*innen erfassen und unter den Aspekten Migration, Geschlecht und Alter intersektional auswerten, können sie Aussagen über die Mobilität verschiedener Personengruppen treffen (vgl. ebd.: 29f.; Scambor/Zimmer 2012b: 46f.). Die Auswertung erfolgt mittels quantitativer Verfahren, insbesondere der Varianzanalyse (vgl. Scambor/Zimmer 2012b: 52). Dabei werten die Autor*innen die Kategorien Geschlecht, Ethnie, Milieu und Alter zunächst separat aus, um daran anschließend Korrelationen zwischen diesen herauszuarbeiten wie auch Ähnlichkeiten innerhalb von Kategorien (vgl. ebd.: 52ff.).²² Hier gilt ebenfalls die oben angeführte Kritik, dass ein solches Vorgehen der Idee, Machtverhältnisse in ihrer Komplexität zu erfassen, oder im gängigen Vokabular von Intersektionalität gesprochen, Kategorien in ihrer Durchdringung oder Überkreuzung zu analysieren, um sie in ihren Dynamiken zu beschreiben, nicht gerecht werden kann, wenn die Kategorien (zunächst) einzeln in den Blick genommen werden (vgl. King 1992).

22 Dabei zeigt sich, »dass sich die Bewegungsmuster der Menschen unterscheiden, je nachdem, in welchem Bezirk sie wohnen und welchen Migrationshintergrund sie haben. [...] Andererseits konnten im Projekt *Intersectional Map* Vergesellschaftungen unterschiedlicher männlicher und weiblicher Genus-Gruppen anhand unterschiedlicher Mobilitätsstrukturen auf der Makroebene abgebildet werden.« (Scambor/Zimmer 2012b: 74, Herv. i.O.; vgl. auch Scambor 2016: 85ff.)

Die Entscheidung für einen qualitativen oder quantitativen Forschungszugang wird je nach zugrunde liegendem theoretischen Modell und Fragestellung unterschiedlich ausfallen. Die angeführten Kritiken sollten dabei in jedem Fall berücksichtigt werden, um das eigene methodische Vorgehen kritisch zu reflektieren und ggf. zu verändern und so einer Reifizierung und damit verbundenen simplen Reproduktion von Kategorien vorzubeugen, die der empirischen Realität nicht gerecht wird.

1.7 Intersektional forschen, aber wie? Über intersektionale Methodologie

Deutlich geworden ist bisher, dass es sich bei Intersektionalität um ein vielschichtiges Thema handelt, das sowohl in sehr heterogenen theoretischen Modellen konzipiert wird als auch in der empirischen Umsetzung mittels sehr differenter Erhebungs- und Auswertungsmethoden der empirischen Sozialforschung erforscht wird. Bislang wenig debattiert ist in diesem Kontext, wie Intersektionalität methodologisch zu verorten ist. Bieten die herkömmlichen Methoden der empirischen Sozialforschung hinreichend Möglichkeiten, um Intersektionalität im Sinne komplexer Machtverhältnisse zu erforschen, oder bedarf es spezifischer methodischer Zugänge und/oder Auswertungsmethoden, um die komplexen Machtverhältnisse analysieren zu können? Das methodische Herangehen an einen Forschungsgegenstand sollte stets durch die Fragestellung bestimmt sein. Zugleich gilt es, die empirischen Methoden im Hinblick auf ihre Passung zur Fragestellung zu überprüfen, denn »[d]ie Nutzung der empirischen Methoden ist ohne gründliches Nachdenken über deren Funktionieren nicht vertretbar« (Häder 2010: 18). Werden die in Kapitel 1.6 angeführten Studien betrachtet, scheint es keiner eigenständigen Methodologie zur Untersuchung von Intersektionalität zu bedürfen. Dies kann einerseits als Stärke des Ansatzes gedeutet werden, der damit breite Rezeptionsmöglichkeiten und methodische Anschlüsse bietet. Jedoch wurde – wie oben skizziert – das genaue Vorgehen bei der Analyse intersektionaler Machtverhältnisse überwiegend nicht näher nachgezeichnet. Dadurch bleibt andererseits letztlich unklar, wie die Kategorien bzw. Machtverhältnisse in ihrem Zusammenwirken genau analysiert wurden. Dies wiederum kann auch als Schwachstelle von Intersektionalität gesehen werden. Im Folgenden werden die metawissenschaftlichen Debatten über die Untersuchung intersektionaler Machtverhältnisse nachgezeichnet. Dabei wird vor allem der Zugang von Degele und Winker ausführlicher dargestellt, auf den im weiteren Verlauf der Arbeit wieder rekurriert wird.